

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 20

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

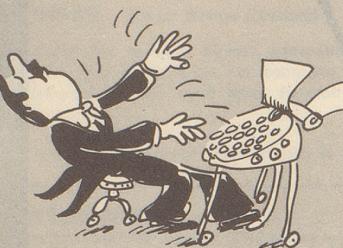
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

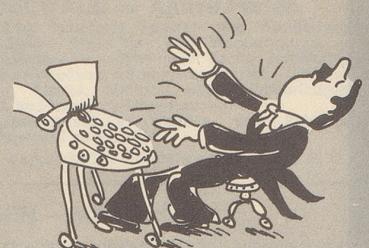
Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spott-Revue

von
Max Rüeger



Feldgrauen

Vergangene Woche ist uns ein Fernseh-Vergnügen vorenthalten worden. Ich sage «Vergnügen» aus kollegialer Wertschätzung, eine Spur von diesbezüglicher Unsicherheit sei zugestanden, immerhin: Wysel Gyr wollte in seiner ja geradezu unheimlich populären Sendereihe «Für Stadt und Land» einen Kompagnie-Abend herstellen. Nicht «übertragen», dieses Unterfangen hätte so oder so mißlingen müssen, denn originale Formationspläusche dieser Art haben allerhöchstens internen Unterhaltungswert, Witze über den «Kadi» und Scherze über den Feldweibel, sie werden kaum von einem normalen Pantoffel-Publikum goutiert. Andererseits war Gyr bestrebt, frohe Farbtöne in Feldgrau zu produzieren, er ging, naiverweise vielleicht, daran, ein Stück jener Soldatenromantik auf den Bildschirm zu bringen, die, man kann das bedauern, noch immer mitschwingt im oftmals allzu bewußt geköderten Aerger um die alljährliche Dienstleistung.

Nun – die Fakten sind bekannt. Es ergaben sich Differenzen zwischen dem Fernsehen und militärischen Stellen, was unter «soldatischem Humor» zu verstehen sei, das EMD lehnte es ab, das Orchester Renato Bui und den Präsidenten in Uniform auf der Mattscheibe erscheinen zu lassen, weil doch weder der Renato Bui und seine Männer noch der Wysel effektiv Militärdienst absolvierten.

Man sprach von «Kostüm».

Und nicht von Uniform.

Ich kenne – das sei vorausgeschickt – das Konzept der Sendung nicht. Ich kenne nur den Wysel Gyr. Und ich weiß um seine positiv patriotische Haltung. Ich bin sogar bereit, mir die geplante Sendung als einigermaßen unlustig vorzustellen. Wenn's nicht anders geht, bitte.

Aber dennoch: hier hat das EMD wieder einmal mehr bewiesen, daß es von Public Relations schlicht und einfach gar nichts versteht. Wir alle sind uns doch im klaren darüber, daß die Armee in diesen Zeiten der Werbung bedarf. Sich drei Wochen lang im WK mit an-

gedeuteten Manöversituationen zu beschäftigen – das hat seine attraktive Notwendigkeit längst verloren. Ich darf da sehr profan werden: das militärische Zuckerpapier hat mächtig abgeschlagen. Heroische Unterschriftensammlungen zur Stärkung des Wehrwillens sollen unterstützt sein – zustimmendes Kopfnicken zu Aktionen, die Militärausgaben begründen, warum nicht.

Aber die Armee ist ein Produkt geworden, das man verkaufen muß, wenn es nicht verkauft werden soll.

Es gilt da, gewisse altväterische Betrachtungsweisen endgültig ins geistige Stöckli zu plazieren.

Moderne Kommunikationsmittel wenden des öfters unorthodoxe Mittel an. Wenn das Tragen der Uniform bei Anlässen, die der Armee ja eigentlich nützen, untragbar wird, wenn die Morgensonnen des Fortschrittes wegen der Mör-geli-Sonne nicht mehr scheinen darf, dann fällt sehr viel Schatten auf eine Sache, die man gar nicht gern im Schatten sieht.

Wysel Gyr macht eine volkstümliche Sendung.

Die Schweizer Armee müßte volkstümlich bleiben.

Das Wort heißt noch immer: Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.

Es heißt nicht: Im Bundeshause... usw.

Helle Freude-mit dunkeln Zigarren

Toscanelli
Sonnengetrocknete Naturtabake,
dreimal fermentiert. Kein Inhalieren.

Falls langweilig ...

Würde ich Ihnen, verehrter Leser, ganz unvermittelt die Frage stellen, ob Sie pro oder contra Pressezensur seien – ich denke, man hielte mich für nicht mehr ganzzurechnungsfähig. Es wäre auch möglich, daß der Nebi-Chefredakteur sogleich einen höflichen Brief diktierte, in dem er mir konstatierte, die weitere Mitarbeit auf-kündigte.

Diesem journalistischen Härtefall, begleitet von sozialen Konsequenzen, will ich natürlich keineswegs Vorschub leisten.

Der Grund allerdings, weshalb ich die so absurde Fragestellung überhaupt antippe, liegt in einer Nachricht, die uns aus dem Lande Polen erreichte. Darf ich zitieren?

Bitte:

«Polens Journalisten fällt es schwer, ohne Zensor zu arbeiten. Seit für einige Zeitungen die Vorsensur abgeschafft wurde, schreiben sie nicht etwa mutiger, sondern langweiliger. Ein Reporter gestand: Bei einem Zensor kann man schreiben, was man will. Denn das, was ihm nicht paßt, streicht der Zensor. Ist man selbst verantwortlich, geht man natürlich kein Risiko ein. Und man schreibt nur das, was der Partei genehm ist. Sonst würde es einem den Job kosten.»

Eine Zeitschrift zog die Konsequenzen: Als ihre Auflage wegen der langweiligen Artikel sank, holte sie den Zensor zurück.»

Soweit die Agentur dpa.

Für mich eine der vielen Meldungen, die viele so überlesen. Assoziation Osten, Meinungs-Terror, nun ja also und was schon. Raubmord in New York, wen regt das auf, die Zahl der Wochenend-Unfälle, sie muß doch zweistellig sein, bis man auch nur Sekunden innehält bei der Lektüre. Vielleicht aber investiert der eine oder andere einige Gedankengänge in die dünnen Fernschreib-Zeilen.

Langeweile als Folge von Freiheit. Etwas pathetisch formuliert ist das, ich weiß. Umkehr: Spannung durch geistige Knechtschaft.

Man kommt, glaube ich, mit normalen Folgerungen gar nicht weiter. Anders: ich verfasse eine fre-

che, bunte, flotte «Spott-Revue» erst dann, wenn Franz Mächler oder ein ihm gar übergeordneter Geißelschwinger finster den Rotstift bereithält, um zu kürzen und zu streichen.

Allein mit dem Zensur-Gespenst im Nacken gelingen mir Sätze, denen die Chance innewohnt, einige wenige Leser zumindest in Ausschnitten zu erfreuen.

Nochmals anders: sollten Sie die «Spott-Revue» langweilig finden, ist dies keineswegs meinem dichten Anti-Talent zuzuschreiben, sondern einzigt und allein der leidigen Tatsache, daß ich gedruckt werde, wie ich denke.

Die Absurdität ist total.

Billig-kabarettistisch wäre es nun, der Langeweile ein Loblied zu singen. Unverhülltes Gähnen ist schlimmer als verhülltes Interesse?

Nein nein – diese Meldung impliziert die verdammtesten Form von Déformation professionnelle. Hier zeigt sich die Auswirkung der Zensur geradlinig auf Umwegen in ihrer verfluchtesten Konsequenz.

Das Wissen um den korrigierenden Rotstift spornt an zu Formulierungs-Wagnissen, man läßt die Finger auf der Maschine niedersausen zu Satzgebilden, die man schon präsumtiv nur zu privatem Vergnügen sich ausdenkt.

Und selbst dieses Vergnügen ist durch Falschheit getrübt.

Was heißt «und selbst» – «aber selbst» müßte es heißen.

Aber selbst das macht nicht froh.

Wie schön, daß einem eine «langweilige Spottrevue» einfallen darf, nur weil man nichtzensuriert wird.

Wie gut, daß ein mißglücktes Feuilleton nicht durch fehlende Zensoren begründet werden kann.

Wie beneidenswert, daß die Leistung eines Journalisten an der Leistung des Journalisten gemessen wird.

Und nicht an der zufälligen Absegnung eines Streichers.

Lesen Sie doch bitte die oben erwähnte dpa-Meldung noch einmal durch. Und dann freuen wir uns gemeinsam darüber, daß wir in diesem Lande nicht nach Zensoren rufen müssen, nur um gut schreiben zu können.

An die Wand gesprochen

Die Bücherwand – sie gehört dazu, jedermann hat sie, den meisten gilt sie als Dekor, was wäre man ohne, was ist man mit, die Ecke, Blickfang, verliert sichtbar an geometrischem Dünkel.

Die Bücherwand muß ursprünglich erfunden worden sein, um a) Tapetenfabrikanten zu ärgern und b) um Bücher jederzeit bequem in greifbarer Nähe zu wissen. Wobei die «greifbare Nähe» höchstens einmal im Jahr praktisch Nutzangwendung findet: anläßlich der Frühlingsputze, jener unausrottbaren Demonstration häuslicher Schaffenskraft, deren Zweck einzig und allein darin besteht, daß die Gemahlin, die tüchtige, nach getanem Werk stolz zusammenbricht und erschöpft flüstern kann, die Reinigung wäre überhaupt nicht nötig gewesen. Nun also – diese Sauberkeits-Explosion bringt es mit sich, daß die Regale entleert werden, und da ist es natürlich von unbestreitbarem Vorteil, wenn die gebundenen Zeugnisse menschlichen Geistes ohne Mühe zu pakken sind.

Wer aber glaubt, Bücherwände seien erdacht worden, damit die Bücher zu sofortiger Lektüre jederzeit bereitstünden, wiegt sich in romantischen Illusionen.

Nirgendwo prägnanter als hier vermag das Sprichwort zu überzeugen: «Auch ein schöner Rücken kann entzücken.»

*

Wer als Besitzer einer Bücherwand intellektuell ernst genommen werden möchte, bedarf der Fähigkeit, sich einige Renommier-Werke anzuschaffen (noch besser zu erben oder zumindest antiquarisch zu erstehen) und auf Tablaren die richtigen Plätze zu reservieren.

Irgendein vollständiger Goethe bringt Ihnen beispielsweise heutzutage allerhöchstens zurückhaltend höfliche Anerkennung ein. Präsentieren Sie aber unmittelbar neben der Polstergruppe auf Augenhöhe des Geheimrates Gesamtwerk in sechsunddreißig Bänden der J. G. Cottaschen Buchhandlung Stuttgart aus dem Jahre 1868, dürfte Ihnen Bewunderung sicher sein. Und da brauchen Sie nur noch mit lässiger Selbstverständlichkeit eines der vergilbten Bändchen zu ergreifen und amüsiert darauf hinzuweisen, daß man damals «sämmliche» mit zwei m druckte und man demzufolge eben «Goethes sämmlichte Werke» besäße, um als echter Kulturträger zu gelten.

Wenn Goethe in Ihren Regalen ruht, können Sie sich im Grunde Schiller sparen. Hauptsache, die Klassik ist vertreten.

Aufregend hingegen wirkt fast immer leicht Absonderliches, wie ein

wackliger Total-Schnitzler, Johann Peter Hebel mit abgeblätterter Goldprägung oder Vogels mächtige «Chronik der Denkwürdigkeiten». Um glaubwürdig zu bleiben, sollen Sie aber auch gängige Romanciers wie Thomas Mann nicht verschmähen, Sie werben Ihre belletristische Abteilung, in der Cronin, Simmel und Konzalik naseweis hervorragen, entscheidend auf.

Erich Kästner, Wilhelm Busch und Giovanni Guareschi beweisen Ihren Sinn für Humor, der Theatermensch in Ihnen dokumentiert sich am bequemsten durch eine Shakespeare-Edition und hundertzwanzig Zentimeter Reclam-Büchlein.

*

Bertolt Brecht, da muß ich Sie vielleicht enttäuschen, hat in den letzten Jahren viel von seinem ketzerischen Ruf verloren. Dennoch: Brecht unmittelbar neben Hans Habe zu plazieren gilt auch heute für den empfindsamen Literaturfreund als unverzeihliche Nachlässigkeit. Solche Pannen vermeiden Sie mit Leichtigkeit, indem Sie Habe gar nicht erst kaufen.

Allerbeste Erfahrungen habe ich mit meinem «Schweizer Winkel» gemacht. Keller, Gotthelf, Meyer, Tavel – Deckel an Deckel mit Bichsel, Diggelmann, Frisch, Dürrenmatt, Späth eignen sich glänzend als Denkanstöße für Apérogespräche, und wenn Sie Günter Grass gleich anschließen, weil er doch eine Aargauerin zur Frau hat, zeigen Sie Sachverständ, der weit über künstlerische Momente hinausgeht und vordringt in persönlichste Bereiche der Dichter.

*

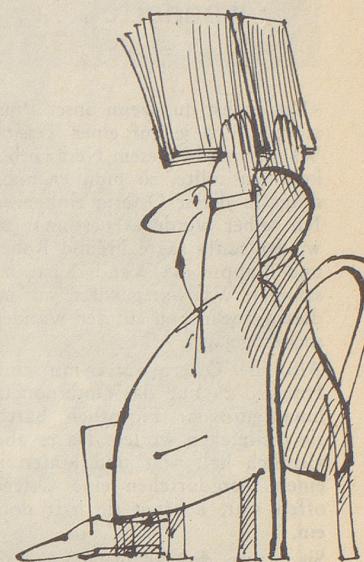
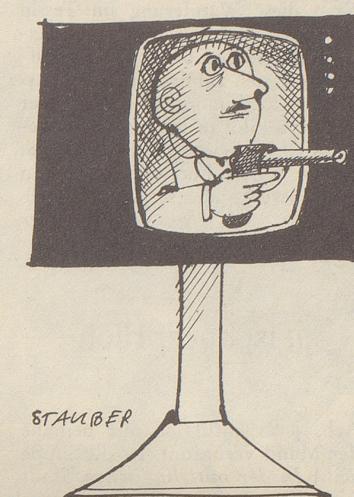
Bleibt noch ein Punkt zum Thema Bücherwand, den es zu bedenken gilt: Sollen die Regale ausgefüllt sein mit Bänden, oder sind Zwischenräume empfehlenswert?

Eine Antwort ist da recht heikel. Zwischenräume symbolisieren für manchen Gast möglicherweise Lücken, Bildungslücken also. Und solche Schlüsse möchten Sie wahrscheinlich vermeiden.

Andererseits können reine Füllsel ebenso verheerende Wirkung haben. Vier Jahrgänge «Joggeli-Ka-



BRAUEREI USTER



«Ab morgen schaust du mir wieder nur noch den Wysel Gyr an, verstanden!»

lender», die sichtbar einzig dem Zweck dienen, Kafka und Curt Riess zu stützen, damit vor allem letzterer nicht umfällt, sind meines Erachtens völlig fehl am Platz. Auch quergelegte Silva-Bände stören das Bild. Da würde ich weit eher sorgsam geordnete Blöcke von Taschenbüchern einfügen, deren grafische Einheitlichkeit die einzelnen Titel optisch verschmelzen läßt. Dadurch entgeht man der Gefahr, für die Hortung minderwertiger Schreibe verantwortlich gemacht zu werden.

All diese Ratschläge fallen dahin, all diese Überlegungen sind überflüssig, wenn Sie die Ansicht vertreten sollten, Bücher, die man kaufe, kaufe man zum Lesen. Dann wird natürlich alles ganz anders.

Nur: betrachten Sie einmal unauffällig die Bücherwände Ihrer Freunde und Bekannten. Und Sie werden einige meiner Hinweise praktisch verwirklicht sehen.

Ihr eigenes Gestell brauchen Sie jedoch nicht zu prüfen.

Lesen Sie lieber.